

DIE SAM BOURNE WAHRHEIT



WENN SELBST DER PRÄSIDENT LÜGT,
WEM KANN MAN NOCH TRAUEN?

THRILLER

lÜbbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

MONTAG

KAPITEL EINS

KAPITEL ZWEI

KAPITEL DREI

KAPITEL VIER

KAPITEL FÜNF

KAPITEL SECHS

KAPITEL SIEBEN

KAPITEL ACHT

KAPITEL NEUN

KAPITEL ZEHN

KAPITEL ELF

DIENSTAG

KAPITEL ZWÖLF

KAPITEL DREIZEHN

KAPITEL VIERZEHN

KAPITEL FÜNFZEHN

KAPITEL SECHZEHN

KAPITEL SIEBZEHN

KAPITEL ACHTZEHN

MITTWOCH

KAPITEL NEUNZEHN

KAPITEL ZWANZIG

KAPITEL EINUNDZWANZIG

KAPITEL ZWEIUNDZWANZIG
KAPITEL DREIUNDZWANZIG
KAPITEL VIERUNDZWANZIG
KAPITEL FÜNFUNDZWANZIG
KAPITEL SECHSUNDZWANZIG
KAPITEL SIEBENUNDZWANZIG
KAPITEL ACHTUNDZWANZIG
KAPITEL NEUNUNDZWANZIG
KAPITEL DREISSIG
KAPITEL EINUNDDREISSIG
KAPITEL ZWEIUNDDREISSIG
KAPITEL DREIUNDDREISSIG

DONNERSTAG

KAPITEL VIERUNDDREISSIG
KAPITEL FÜNFUNDDREISSIG
KAPITEL SECHSUNDDREISSIG
KAPITEL SIEBENUNDDREISSIG

FREITAG

KAPITEL ACHTUNDDREISSIG
KAPITEL NEUNUNDDREISSIG
KAPITEL VIERZIG
KAPITEL EINUNDVIERZIG
KAPITEL ZWEIUNDVIERZIG
KAPITEL DREIUNDVIERZIG
KAPITEL VIERUNDVIERZIG
KAPITEL FÜNFUNDVIERZIG
KAPITEL SECHSUNDVIERZIG
KAPITEL SIEBENUNDVIERZIG
KAPITEL ACHTUNDVIERZIG
KAPITEL NEUNUNDVIERZIG

SAMSTAG

KAPITEL FÜNFZIG
KAPITEL EINUNDFÜNFZIG
KAPITEL ZWEIUNDFÜNFZIG
KAPITEL DREIUNDFÜNFZIG
KAPITEL VIERUNDFÜNFZIG

KAPITEL FÜNFUNDFÜNFZIG

DANKSAGUNGEN

Über dieses Buch

Sie wollen die Wahrheit selbst auslöschen, jegliches Zeugnis der grausamsten Menschheitsverbrechen der Geschichte. Berühmte Bibliotheken gehen in Flammen auf, Historiker werden ermordet und Zeitzeugen verschwinden spurlos. Maggie Costello, Ex-Mitarbeiterin des Weißen Hauses, hatte sich eigentlich eine Auszeit verordnet. Doch dann stolpert sie über Hinweise auf die Hintermänner. Sie gräbt tiefer und begibt sich damit direkt ins Visier der Verschwörer.

Über den Autor

Sam Bourne ist das Pseudonym des preisgekrönten britischen Journalisten Jonathan Freedland. Nach Stationen u. a. bei der BBC, der Washington Post, der New York Times, Newsweek und der Los Angeles Times, arbeitet er heute überwiegend als Redakteur und Kolumnist beim Guardian. Er schreibt regelmäßige Beiträge für die New York Times Review of Books und den Jewish Chronicle. Zudem präsentiert er die wöchentliche Radiosendung The Long View bei BBC Radio 4. Freedland ist Autor diverser Sachbücher und Thriller. Mit seinem Thrillerdebüt Die Gerechten war er monatelang Nummer 1 der Sunday-Times-Bestsellerliste mit über einer halben Million verkaufter Exemplare.

SAM BOURNE
DIE
WAHRHEIT

wenn selbst der präsident lügt,
wem kann man noch trauen?

Roman

Aus dem Englischen von
Axel Merz

l**ü**bbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2019 by Jonathan Freedland

Titel der englischen Originalausgabe: »To Kill The Truth«

Originalverlag: Quercus Editions Ltd., an Hachette UK company

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Frank Weinreich, Bochum

Titelillustration: © Nataliia K/shutterstock.com; timquo/
shutterstock.com; Haoka/shutterstock.com; vata/shutterstock.com

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-8609-7

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Für Jonny Geller

*Alter Freund und Meisteragent.
Das ist unser zehntes gemeinsames Buch, also ist dieses für
dich.*

MONTAG

KAPITEL EINS

Charlottesville, Virginia, 02:40 Uhr morgens

Die Vergangenheit war gegenwärtig. Zu dieser späten Stunde konnte er spüren, dass sie ihn wie Rauch umhüllte.

Normalerweise, wenn er lehrte und vor einem Auditorium voller Studenten stand, fühlte sich Geschichte so an, wie das Wort klang: fern und staubig, selbst für ihn. Das Gleiche galt in der Bibliothek, umgeben von Menschen. Auch dort blieben die Ereignisse von einst jenseits des Horizonts, unerreichbar.

Aber hier, allein in diesem Raum, in den frühen Morgenstunden, fielen die Jahre weg. Er hatte Vorkehrungen getroffen, um sicherzustellen, dass die Moderne nicht eindrang: Das Telefon war stillgelegt, der Computer schlief. Er war allein mit den Dokumenten, die sich hoch auf seinem Schreibtisch stapelten. Obwohl es zu dunkel war, um ihn jetzt zu sehen, lag draußen der Rasen, das Herzstück des Gründungscampus der University of Virginia hier in Charlottesville; ein Wunderwerk der Landschaftsgestaltung, entworfen von Thomas Jefferson persönlich. Nach fast drei Jahrzehnten in der Geschichtsabteilung missgönnte niemand Professor Russell Aikman dies Büro mit seiner perfekten Aussicht. Selbst in der Dunkelheit verringerte das bloße Wissen, dass der Rasen dort war, gleich auf der anderen Seite des Fensters, die Kluft zwischen ihm und dem Amerika der Jahrhunderte zuvor.

Aber es waren die Dokumente selbst, untersucht in der Einsamkeit, die Aikman in die Vergangenheit transportierten. Es waren keine Originale, also gab es

nichts Sinnliches an diesem Akt der Magie. Es war nicht der Geruch oder die Berührung des Papiers, die ihn durch die Zeit zurückfallen ließen, obwohl er die Kraft einer solchen physischen Verbindung kannte. Er hatte im Laufe seiner Karriere genau die Pergamente berührt, auf die beispielsweise George Washington, Alexander Hamilton oder, zufällig, Jefferson mit den harten Federn ihrer Kiele gekratzt und gemalt hatten. Er hatte diese seltsame Verwandtschaft mit den Vorfahren gespürt, die manchmal durch die Fingerspitzen fließt, das Gefühl, dass sowohl man selbst als auch sie dieses Objekt berührt hatten und dass man die physische Präsenz der anderen über Generationen hinweg irgendwie spüren konnte. Doch die Verbindung, die er in diesen späten Nächten empfand, war nicht physischer Natur.

Nein. Die Faszination, die sie auf ihn ausübten, rührte allein von ihren Worten her. Für Aikman war das Lesen eines Satzes, niedergeschrieben vor mehr als zweihundert Jahren, wie eine Verbindung mit dem Geist eines längst verstorbenen Mitmenschen, der ihn in seine Gedanken ließ. Während er über das Wunder dieser Empfindung nachdachte, stellte er sich die Bilder aus den frühen Tagen der Raumfahrt in seiner Jugend vor, wenn ein amerikanisches Schiff an sein sowjetisches Gegenstück andockte. Zwei Individuen, die eine große Distanz überwunden hatten, streckten die Hände aus und berührten einander.

Er spürte es in jener Nacht, als er sich in den Text auf seinem Schreibtisch hineinbohrte. Er verlor sich in den Worten wie ein Taucher, der tiefer und tiefer in das dunkle Wasser sinkt. Erst als er das Geräusch vernahm, schoss er nach oben und durchbrach die Oberfläche und kehrte zurück in die Gegenwart.

Er richtete sich kerzengerade auf, wachsam wie ein Hase, und sein Kopf zuckte von links nach rechts. Was war das? In der Nacht gab es gelegentlich Geräusche in dem

alten Bau: ein Rumpeln der Heizung, ein Erzittern der Klimaanlage, je nach Jahreszeit. Aber das hier war anders. Direkter. Es klang wie ein Knarren, draußen auf dem Gang.

»Hallo?« Er fühlte sich albern, als er rief, doch er tat es erneut. »Hallo? Ist da jemand?«

Keine Antwort. Natürlich nicht.

Er sah nach unten auf die Blätter auf seinem Schreibtisch, als ob sie von jemand anderem hingelegt worden wären. Er hatte gar nicht bemerkt, wie viel er in dieser Nacht bereits geschrieben hatte - drei separate Blätter seines gelben Blocks, dazu Dutzende von Haftnotizen. Nach all den Jahren stellte ihn der Prozess immer noch vor Rätsel, wie sich diese Brocken von hingekritzelten Halbgedanken im Laufe der Zeit stetig in etwas verwandelten, das man Geschichte nannte.

Er fand die Stelle wieder, etwa zwei Drittel durch dieses Tagebuch eines konföderierten Soldaten hindurch. Ein Ehepaar in Richmond hatte es Monate zuvor in einem Stapel Kisten gefunden, die sie aus ihrem neu erworbenen Bauernhaus aus dem 19. Jahrhundert entfernen wollten. Tatsächlich war es ihre vierzehnjährige Tochter gewesen, die es entdeckt hatte - ein Bündel von Blättern mit wenig, das darauf hindeutete, es könnte sich um ein Tagebuch handeln. Als sie die Verweise auf die Schlacht las, dachte sie, die zerbröckelnden Seiten gingen auf den Vietnamkrieg zurück. Es dauerte eine Weile, bis die Familie begriff, was sie da entdeckt hatte. Doch sobald sie -

Da war es wieder. Unverkennbar diesmal. Das Knarren eines menschlichen Fußes auf einer Diele, kein Zweifel.

Aikman sprang auf, schob sich um seinen Schreibtisch herum und ging zur Tür. Er spürte, wie ihm schwindlig wurde und die Farben verschwammen. Er war zu schnell aufgestanden.

Als er die Tür öffnete, war nichts zu sehen. Der Gang lag in Dunkelheit. Er trat vor und klatschte in die Hände. Er sagte sich, dass er das tat, um die bewegungsempfindliche

Beleuchtung zu aktivieren. Dass der Lärm die Stille brach und ihm die Sicherheit seiner eigenen Präsenz gab, war eine unbeabsichtigte Nebenwirkung.

»Hallo?«, fragte er noch einmal und spähte den Gang voller Fakultätsbüros entlang, während sich seine Augen an das grelle Licht anpassten. »Mr. Warner, sind Sie das?«

Stille.

»Brauchen Sie etwas? Soll ich jemanden für Sie rufen?«

Er suchte die Türen seiner Kollegen ab, allesamt geschlossen. Im Licht nahm er zur Kenntnis, welche Türen nicht beschriftet waren und welche entweder mit Autoaufklebern für längst vergessene, besiegte liberale Kandidaten verziert waren oder mit einem Formular, an einem Klemmbrett befestigt, auf dem die Büro- und Sprechzeiten für einen Besuch vermerkt waren, zusammen mit baumelndem Kugelschreiber an einer Schnur für diejenigen, die einen Termin buchen wollten. Wie altmodisch, dachte Aikman über das, was einst als modern und innovativ gegolten hatte. Heute erledigte die junge Fakultät all das längst online. Er sah zu seiner eigenen, mit nichts als seinem Namensschild geschmückten Tür.

Ein letzter Versuch, und er würde wieder reingehen. Vielleicht konnte ein sanfterer Ansatz seinen brillanten, aber gestörten Studenten aus dem Schatten locken. »Adam, wenn ich Sie ins Krankenhaus bringen soll, kann ich das tun. Sagen Sie nur ein Wort. Sie müssen nicht mitten in der Nach-«

Er wurde mitten im Wort abgeschnitten. Das Licht war ausgegangen, die automatische Zeit abgelaufen, und die plötzliche Dunkelheit überraschte ihn. Er überlegte, es wieder einzuschalten, indem er mit den Armen herumfuchtelte, besann sich jedoch eines Besseren. Er wandte sich um und kehrte in sein Büro zurück. Die Tür hinter ihm schwang in Richtung Schloss, ohne es je zu treffen.

Langsamer als früher hatte Russell Aikman sich gerade erst wieder in seinen Stuhl gesetzt, als sich die Tür erneut öffnete. Als er aufblickte, konnte er das Gesicht seines Besuchers kaum erkennen. Das Licht der auf die Papiere gerichteten Schreibtischlampe reichte nicht bis zum Eingang des Raums. Vielleicht blinzelte er, doch falls er es tat, war es nur für den Bruchteil einer Sekunde.

War es ausreichend lang, um zu sehen, wie der Eindringling eine winzige Bewegung machte – ein kleines Heben der Augenbraue –, die als Anstoß für den Arm zu dienen schien, der nach oben fuhr, bis er den kerzengerade hielt, und die Hand unverrückbar auf die Stelle zwischen den Augen ihres Opfers zielte? Hatte Russell Aikman noch die Zeit, um zu begreifen, was geschah, um zu verstehen, dass dies die allerletzte Sekunde seines Lebens war? Wusste er, dass seine eigene Gegenwart in diesem Moment für immer in die Vergangenheit sank?

KAPITEL ZWEI

Washington, D. C., 12:05 Uhr mittags

Maggie Costello wand sich zum fünften Mal in ebenso vielen Minuten auf ihrem Sitz und versuchte angestrengt, sich zu konzentrieren. Es war nicht so, dass das Spektakel, das sich auf der Bühne entfaltete, nicht fesselnd gewesen wäre. Das war es durchaus. Die Argumente, die in diesem voll besetzten Hörsaal der Universität auf dem Parkett hin und her gingen, waren überzeugend. Aber es fiel ihr trotzdem schwer, konzentriert zu bleiben. Der Lärm draußen war einfach zu groß.

Sie konnte die Sprechgesänge hören; wie alle. Sie hatten sie gehört, als sie hereingekommen waren: zwei Armeen von Demonstranten, die sich einander gegenüberstanden, von einer dünnen, überforderten Reihe von Campuspolizisten, verstärkt durch Beamte des MPD, Washingtons eigener Metropolitan Police, in zwei Blöcke zu beiden Seiten des Zugangs zum Auditorium getrennt.

Auf der einen Seite waren die Studenten, unterstützt von Freunden, die aus New York, Philadelphia und von noch weiter her angereist waren. Sie waren jung und unübersehbar vielfältig: Latino-Frauen, schwarze Männer – einer von ihnen trug falsche Handschellen um die Gelenke, durch eine Kette mit einem Kragen um den Hals verbunden – und viele weiße Demonstranten, in Regenbogenfahnen gehüllt, mit tätowierten Armen und mehrfach gepiercten Gesichtern. Ihr lautester, hartnäckigster Kampfruf: »Keine Plattform für Rassisten« und, passend für den heutigen Tag, »Sklaverei ist Realität!«.

Ihnen gegenüber standen Reihen weißer Männer in einer inoffiziellen Uniform aus beigefarbenen Chinos und weißen (manchmal auch schwarzen) Poloshirts. Die meisten trugen Schilde, einige rechteckig, geformt wie die von der Bereitschaftspolizei, andere rund wie die von Comic-Helden favorisierten. Sie waren mit einer Vielzahl von Mustern verziert, die Maggie nur schwer identifizieren konnte. Natürlich erkannte sie das Eiserne Kreuz, übernommen und adaptiert vom Dritten Reich, und die Konföderiertenflagge des alten Südens. Aber der Rest der Dreiecke und Kreuze war ihr neu: Es schien sich um Varianten des Swastika-Motivs zu handeln, die auf ein altes nordisches Muster hindeuteten. Mehrere waren in einem ausgeprägten Weiß-Rot gehalten, den Farben der christlichen Kreuzzüge. Zuerst hatte Maggie, die aus nur wenigen Metern Entfernung zusah, versucht, jedes einzelne zu entschlüsseln; einige hatte sie auf ihrem Handy nachgeschlagen. Aber es gab so viele, dass sie nach einer Weile zu einem verschwommenen Bild verschmolzen.

Die Sprechchöre der zweiten Gruppe waren direkter. »Blut und Boden« war ein beliebter Refrain, genauso wie »Ihr werdet uns nicht verdrängen«, oft abgewandelt zu »Juden werden uns nicht verdrängen«. Aber der eine, den Maggie am deutlichsten vernahm und der speziell auf dieses Ereignis zugeschnitten zu sein schien, lautete: »Keine Ahnung, mir egal / Nichts passiert, nichts zu seh'n.«

Sie konnte sie selbst jetzt noch hören, auf ihrem Platz in der hintersten Reihe des Hörsaals. Sie waren gedämpft, aber unmissverständlich, obwohl sie aufeinanderprallten und sich gegenseitig überlagerten. Manchmal wurden die Worte durch das perkussive Trommeln von Stöcken gegen Schilde übertönt, und in Abständen verschmolzen die Sprechgesänge zu einem Crescendo, einem kollektiven, anschwellenden Geräusch, welches signalisierte, vermutete Maggie zumindest, dass die beiden Seiten aufeinandergeprallt waren.

Von den drei Rednern auf der Bühne, die improvisiert in einer Talkshowformation um einen niedrigen runden Tisch mit drei Gläsern Wasser saßen, schien nur einer vom Lärm draußen unbeeindruckt. Sein Name war Rob Staat, und er war der Grund für die Proteste. Er war zum Mediensprecher und Verteidiger von William Keane bestellt worden, dem berühmten, selbst ernannten Historiker, der zu einem Helden der amerikanischen und zunehmend globalen extremen Rechten geworden war. Keane stand derzeit im Mittelpunkt dessen, was die Medien unvermeidlich als den »Prozess des Jahrhunderts« feierten.

Keane, das mussten selbst seine Feinde einräumen, war eine schwülstig-charismatische Gestalt in seinen weißen Anzügen und seinem Beharren auf Südstaaten-Umgangsformen von gestern - alles »Ja, Ma'am« und »Nein, Sir'ee«. Der Mittdreißiger Rob Staat war nicht mehr als ein blasser Ersatz. Doch dank eines ständigen Beinahelächelns, das auf seinen Lippen spielte und sich jeden Moment zu einem ausgewachsenen Grinsen zu entwickeln drohte, schaffte er es mühelos, Maggies Abneigung zu wecken.

Gegenüber Staat saß Jonathan Baum, ein Wissenschaftler von der historischen Fakultät Georgetown. Normalerweise ein solider und methodischer Redner, war er im Augenblick sichtlich entnervt. Er griff häufig nach seinem Wasserglas, und das Mikrofon an seinem Revers fing das hörbare Schlucken auf, während er trank. Auf seinem Schoß lag ein dicker Ordner, den er durchstöberte, während Staat redete, als suche er nach einem Dokument, das die Angelegenheit ein für alle Mal regelte. Wann immer von draußen das rhythmische Schlagen der Stöcke gegen die Schilde wieder aufgenommen wurde, sah er erschrocken hoch.

Zwischen den beiden saß Pamela Bentham, Erbin jener Familie, die diesen Saal zusammen mit dem sich daran anschließenden neu gegründeten Bentham Center für Freie

Rede gestiftet hatte. Abgesehen von ein paar einleitenden Bemerkungen hatte sie fast nichts gesagt und gab sich damit zufrieden, dass die beiden Antagonisten das Verfahren dominierten, während sie eine einstudierte Neutralität beibehielt. Maggie beobachtete die Frau – Mitte fünfzig, teure Frisur, mit einer Brille, deren Notwendigkeit Maggie infrage stellte –, wie sie sich jeweils dem Mann zuwandte, der gerade redete, und jeden Punkt mit einem aufmerksamen Nicken begleitete. Sie arbeitete hart daran, das Chaos draußen zu ignorieren, doch Maggie sah, dass eine Bentham-Hand die andere gepackt hielt, als müsste sie sie am Zittern hindern.

In gewisser Weise war es beeindruckend. Nicht so sehr der Vorsitz, sondern die Entschlossenheit. Diese Bentham-Frau hatte ihren Mund dort, wo ihr Geld war, sie tauchte persönlich auf, anstatt sich mit einer bloßen Spende zufriedenzugeben, um sicherzustellen, dass diese Debatte stattfand. Und das trotz des Drucks, den die Universität ausgeübt hatte, um sie zu verhindern. Alles, um das Recht auf freie Meinungsäußerung durchzusetzen.

Die meisten Institutionen würden – und hatten es auch getan – vor dem Keane-Prozess davonlaufen. Er konnte nur Ärger bringen. Maggie war überzeugt, dass den Granden der Universität das Herz in die Hose gerutscht war, als Bentham vorgeschlagen hatte, auf dem Campus darüber zu diskutieren. Der Ort war einfach zu unsicher.

Und doch gab es keinen Zweifel an der Wichtigkeit dieser Auseinandersetzung. Die Amerikaner waren von dem Prozess gepackt, und viele der Kabelnetze brachten lange Strecken des Verfahrens live. Das war zum Teil Keane und seinen Possen im Gerichtssaal zu verdanken, doch es lag auch an dem, was auf dem Spiel stand.

Keane hatte die afroamerikanische Schriftstellerin Susan Liston wegen Verleumdung verklagt, weil sie ihn in einem Buch über die Alt-Rights, eine rechtsextreme Gruppe in den USA, als »Sklavereileugner« bezeichnet hatte. Sein

Fall, der vor dem Bundesgericht in Richmond verhandelt wurde, war eigentlich ganz einfach. Er konnte kein Sklavereileugner sein, weil es nichts zu leugnen gab. Schwarze waren in den Vereinigten Staaten nie Sklaven gewesen.

Staat wiederholte wie ein Papagei die Argumente Keanes, die gleichen, die alle Anwesenden hundertmal zuvor aus dessen Mund über sich ergehen lassen hatten. Die Aussagen der Sklaven wären unzuverlässig; die Aussagen der Sklavenhalter wären unzuverlässig. Er benutzte oft das Wort »Mythos«, bemerkte Maggie, als wäre es eine Ein-Wort-Widerlegung oder gar ein Schimpfwort. »Mythos«, sagte auch Staat jetzt erneut, zum x-ten Mal.

Maggie blickte sich im Hörsaal um. Die ersten Reihen waren voller Journalisten, ebenso wie die Sitze im hinteren Teil, wo auch sie saß. Die gesamte rückwärtige Wand des Saals war ein Dickicht von Stativen und Fernsehkameras. Was den Rest des Publikums betraf, so war es eine Mischung aus hochkarätigen Persönlichkeiten der Universität, insbesondere jenen, die mit dem Bentham Center in Verbindung standen und zweifellos daran interessiert waren, sich bei ihrer Schirmherrin dankbar zu zeigen, sowie handverlesenen Doktoranden. Es schien, dass die Verantwortlichen nicht das Risiko eingehen wollten, Studenten einzulassen, bei denen die Gefahr bestand, dass sie Transparente hochhielten, Staat mit aggressiven Zwischenrufen störten oder die Bühne stürmten. (Offensichtlich hatte das Center für Freie Rede entschieden, dass die freie Rede ihre Grenzen hatte.)

Während Staat sich auf einen Streit über die Natur der Verleumdung einließ, wunderte sich Maggie über den Grund ihres Hierseins: War sie als Doktorandin eingeladen oder als wichtige Persönlichkeit? Sie hatte nie wirklich über ihren Status an dieser Institution nachgedacht. Nun, es reichte, dass sie hier war.

Nach dem Weißen Haus und allem, was passiert war, brauchte sie eine Chance zum Nachdenken – und das, so hatte sie sich gesagt, war schließlich das, wofür Universitäten da waren. Liz hatte Maggie angebettelt, zu ihr nach Atlanta zu kommen und bei ihr, ihrem Mann und ihren Kindern zu leben – »Wenn du wirklich einen sauberen Schnitt machen willst, musst du diesen Sumpf von einer Stadt hinter dir lassen!« –, und Maggie hatte es in Betracht gezogen, das hatte sie wirklich. Doch sieben Tage bei ihrer Schwester hatten gereicht, um festzustellen, dass es niemals funktionieren würde. Zu viel Familie, zu viel Kontrolle.

Sie brauchte ihr eigenes Revier, und nach dem größten Teil eines Jahrzehnts war dieses Revier nun einmal Washington, D. C. Sie würde der Stadt niemals mit dem Wort »Zuhause« schmeicheln. Das war bis heute Dublin geblieben. Doch Maggie kannte sich in Washington aus, und das war fürs Erste genug.

Dennoch war es unbestreitbar, dass sie eine Pause brauchte. Das Schreiben von Essays und die Teilnahme an Seminaren fühlten sich wie eine gute Abwechslung an. Wenn sie hier mit einer Krise konfrontiert wurde, führte dies möglicherweise zu einer verpassten Vorlesung und nicht zu einem nuklearen Feuerwerk und dem Ende der Welt. »Warum ist die akademische Politik so böse?«, ging der alte Witz. »Weil der Einsatz so gering ist.« Und das war Maggie durchaus recht.

Die mittägliche Debatte über den Keane-Prozess, bei der der potenzielle Aufstand draußen vor den verschlossenen Türen stattfand, war das, was Politik am nächsten kam, seit sie die Verwaltung verlassen hatte. Die Anspannung im Saal – die Baum und Bentham deutlich zusetzte, wenn schon nicht Staat, der sie sogar zu genießen schien – hinterließ kaum eine Delle in Maggies zentralem Nervensystem. Sie hatte viel Schlimmeres durchgemacht. Trotzdem war es eine Erinnerung an das Leben, das sie

hinter sich gelassen hatte, und sie spürte die ersten ungebetenen Schübe von Adrenalin.

Wie eine trockene Alkoholikerin, die einen Besuch in einer Bar riskiert hatte, verfluchte sie nun ihren eigenen Leichtsin. Sie hätte nie herkommen dürfen. Sie hätte in der Bibliothek oder zu Hause in ihrer Wohnung bleiben sollen. Das Studium der Geschichte hatte ihre Flucht vor alledem sein sollen, ihre Oase der Ruhe und Gelassenheit, fernab vom politischen Kampf. Herzukommen war ein Fehler gewesen, eine unnötige -

Von draußen kam ein hämmerndes Geräusch. Mehrere Köpfe drehten sich im Saal; Baum auf dem Podium schien zu erstarren. War das ein Ansturm auf die Tür? Hatte eine der beiden Fraktionen nach vorne gedrängt und versuchte nun, den Saal zu stürmen? Maggie wartete ab. War das das Geräusch von Glasscherben oder ein Schrei? Sie war sich nicht sicher. Stattdessen kam es zu einem Wiederaufleben des Gesangs, lauter und wütender jetzt. »Keine Ahnung, mir egal / Nichts passiert, nichts zu seh'n.«

War dies der Lärm von Keanes Unterstützern - weißen Rassisten, Neonazis und Klansleuten - hoch oben auf einer Woge des Triumphs? Oder alternativ der selbstgerechte Rausch der Opferrolle? Jubelten sie über einen erfolgreichen Angriff auf das Gebäude oder randalierten sie, weil sie von ihren Gegnern unfair angegriffen worden waren? Maggie lauschte aufmerksam, doch es war schwer zu sagen.

Auf dem Podium drängte Bentham die Anwesenden, sich zu beruhigen. »Genau aus diesem Grund, meine Damen und Herren, ist dieses Zentrum so wichtig. Wie Sie mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören können, ist die Bedrohung der Meinungsfreiheit in diesem Land eine Realität. Aber unsere Zukunft hängt davon ab, dass wir offen miteinander reden können, wie schwierig das Thema auch sein mag. Deshalb ...«

Maggie sah, dass Benthams Hände wieder zitterten. Baum starrte zu den Türen auf der Rückseite des Saals, als befürchtete er jeden Moment eine Massenpanik. Viele im Publikum folgten seinem Beispiel und drehten sich um. Staat saß von alledem völlig unbeeindruckt und mit breitem Grinsen im Auge des Hurrikans.

Ein plötzliches Vibrieren ließ Maggie zusammenzucken. Ihr Herz klopfte wild, als sie das Telefon aus der Tasche zog. Eine SMS von Donna Morrison, einer ehemaligen Kollegin aus der Zeit von Maggies erstem, zufriedenstellenderem Engagement im Weißen Haus. Morrisons Antwort auf den Irrsinn der jüngsten Ereignisse war gewesen, aus dem Schatten zu treten, das Hinterzimmer zu verlassen und selbst für ein Amt zu kandidieren. Sie hatte Geschichte geschrieben – die erste schwarze Frau, die zur Gouverneurin von Virginia gewählt worden war.

Die Botschaft war typisch Donna: direkt auf den Punkt gebracht.

Ich brauche Ihre Hilfe.

Maggie steckte das Telefon wieder ein. Sie hatte keinen Mangel an Stellenangeboten. Es gab alte Freunde und Menschen, von denen sie noch nie gehört hatte, die sie ständig bedrängten, in die Politik zurückzukehren, um bei dieser oder jener Krise zu helfen. Sie erzählten stets eine Version der gleichen alten Geschichte. »Sie sind die beste Problemlöserin im Geschäft, Maggie – und ich stecke in Schwierigkeiten.«

Es war schmeichelhaft, doch Maggies Entscheidung war getroffen. Sie brauchte eine Pause. Oder, wie sie jedem sagte, der sie einstellen wollte: Sie musste raus, und der beste Weg, draußen zu bleiben, war, nicht wieder reinzukommen.

Das Telefon vibrierte erneut.

Seufzend zog sie es hervor, während sie im Geiste bereits ihre Antwort formulierte: »Danke, aber nein

danke.«

Sie las die Nachricht und stieß ein erschrockenes Ächzen aus.

Ein Mann ist tot, Maggie. Ich brauche Sie.

KAPITEL DREI

Richmond, Virginia, 14:30 Uhr nachmittags

»Möchten Sie ein Cookie?«

Maggie schüttelte den Kopf, aber nicht, weil sie keinen der untertassengroßen Schokoladensplitter-Kekse wollte, die auf dem Teller vor ihr lagen. Vielmehr war sie lange genug in Washington gewesen, dass zumindest einige der Sitten ihre Spuren hinterlassen hatten. Wenn die Dessertkarte kam, bestellte man stets nur Kaffee oder Tee. Beim Mittagessen war lediglich eine Flasche Mineralwasser vonnöten. Und in einem Meeting waren sämtliche Snacks abzulehnen. Maggie hatte mit den ersten beiden Bräuchen Schwierigkeiten gehabt, doch sie war dem dritten erlegen. Inzwischen sah sie die kleinen Obstplatten oder Schalen voller M&Ms auf den Konferenztischen in Washington nicht mehr als Geste der Höflichkeit, sondern als eine Art Test, und obendrein einen schlecht versteckten.

»Hab sie selbst gebacken.«

»Sie machen Witze. Sie sind die Gouverneurin von Virginia. Sie haben unmöglich Zeit für so etwas.«

»O doch, die habe ich.« Donna Morrison blickte zur Tür und vergewisserte sich, dass niemand hereinkam. »Ich bin die menopausale Gouverneurin von Virginia, und ich fühle mich, als hätte ich seit der Bush-Administration keine Nacht mehr durchgeschlafen.« Als sie Maggies Reaktion sah, fügte sie hinzu: »Was sollte ich denn sonst zwischen zwei und vier Uhr morgens tun? Es gibt nur eine begrenzte Anzahl Stunden, die ein Mädchen sich Fox ansehen kann.«

Maggie merkte, wie sie grinste. Es war ein breites, offenes Grinsen, und ihr wurde klar, wie lange es her war, dass sie so gelächelt hatte. Obwohl es nicht ungewöhnlich gewesen war damals, erinnerte sie sich gut an ihre Treffen mit Donna, die das Planungsteam des Präsidenten leitete, dem sie beide so stolz gedient hatten. Donna war warmherzig und einladend und lachte gern und häufig. Wie sie es in der Washingtoner Politikmühle so weit hatte bringen können, war für viele in der Stadt ein Rätsel, einschließlich, wie es schien, für Donna selbst. Aber es gab viele wie sie in dieser Regierung, gute Leute, ausgewählt von einem Präsidenten, der sich gerne damit rühmte, dass nur die Besten für ihn arbeiten durften.

»So«, sagte die Gouverneurin, indem sie auf dem Sofa gegenüber von Maggie Platz nahm und ihren Rock glättete. »Wie ich bereits schrieb, ist ein Mann tot«, brachte sie das Gespräch gleich auf den Punkt.

»Ja.«

Als sie Donnas Nachricht erhalten hatte, hatte Maggie sich für einen kurzen Moment gefragt, ob die Gouverneurin sich auf die Ereignisse vor dem Auditorium in Georgetown bezog. Vielleicht war der Tumult draußen, dieses hämmernde Geräusch, das alle im Saal gehört hatten, ein Mann gewesen, der von Demonstranten zu Tode geprügelt wurde. Vielleicht hatte die Polizei die Gouverneurin alarmiert, und sie hatte sofort Maggie angeschrieben.

Ein flüchtiger Blick auf Twitter hatte ihr gezeigt, dass der Todesfall, von dem ihre alte Freundin geschrieben hatte, näher an der Heimat und innerhalb der Staatsgrenzen lag. Kurz nach acht Uhr heute Morgen hatte eine Reinigungskraft der UVA, der University of Virginia, Charlottesville, das langjährige Mitglied der historischen Fakultät Professor Russell Aikman tot in seinem Büro entdeckt. Er hatte über seinem Schreibtisch gelegen, sein Gehirn über die antiken Karten verspritzt, die seine Bürowände schmückten. Aus diesem Grund saß Maggie

nun der neuen Gouverneurin von Virginia gegenüber und kämpfte gegen den Drang, sich einen Schokoladenkeks zu nehmen.

»Die erste Frage, die ich gestellt habe, Maggie, war ...«

»War es Selbstmord?«

»Und sie sagten Nein. Schon nach einer Stunde hatten sie Selbstmord völlig ausgeschlossen. Ballistik und was weiß ich nicht alles.«

»Und das war nicht, was Sie hören wollten.«

»Verdammt richtig. Ich habe förmlich gebetet, dass man mir sagt, er hätte sich selbst das Leben genommen. Ich meine, es wäre schrecklich gewesen für seine Familie, keine Frage. Einfach schrecklich. Nicht, dass das hier viel besser wäre. Aber wenigstens könnten wir vermeiden ...«

»All das hier vermeiden«, sagte Maggie und deutete auf das Telefon. Die Tweets waren beinahe im gleichen Moment rausgegangen – als die Nachricht von Aikmans Tod verkündet worden war und kurz nachdem die Debatte zwischen Rob Staat und Jonathan Baum begonnen hatte.

Ein konservativer Talkshow-Gastgeber hatte sich frühzeitig eingeschaltet. »Denkmäler einzureißen ist eine Sache. Ein Menschenleben zu nehmen eine ganze andere.«

#RussellAikmanRIP

Die andere Seite hatte keine Zeit verschwendet. Ein Tweet von einer Frau, die sich als Aktivistin von *#Pullthemandown* zu erkennen gab, der Kampagne zur Beseitigung sämtlicher Denkmäler aus der Konföderiertenzeit, hatte einen Tweet gepostet, der von vielen geteilt worden war. »Russell Aikman hat über die Geschichte der Sklaverei geschrieben. Heute wurde er von jenen zum Schweigen gebracht, die die Wahrheit nicht ertragen. Aber« *#TheTruthLives*

»So ist es.« Donnas Lächeln war verschwunden. »Beide Seiten beanspruchen Aikman als einen Märtyrer für ihre Sache und geben der jeweils anderen die Schuld.«

»So sind die Dinge heutzutage«, sagte Maggie. Sie war sich plötzlich ihrer Stimme und ihres irischen Akzents gewahr und hatte Sorge, sie könnte zu distanziert klingen – die selbstgefällige Ausländerin, die voller Mitleid auf das Irrenhaus blickt, in das sich die amerikanische Nation zusehends verwandelte. Keine von beiden musste den Namen des Mannes aussprechen, dem sie die Schuld daran gaben.

»Ich weiß. Aber es wird noch schlimmer, Maggie. Angenommen, eine der beiden Gruppen steckt tatsächlich hinter Aikmans Tod. Angenommen, es war so. Das wäre eine ganz neue Stufe der Eskalation. Das sind dann nicht mehr nur Talk-Gäste, die im Fernsehen aufeinander losgehen oder einander bei Facebook beleidigen. Das ist ...«

Maggie sah, wie Donna die Worte ausgingen. Trotz all des volkstümelnden Geredes von selbst gebackenen Keksen und allem, sah Donna Morrison ausgemergelt aus, verzehrt von Besorgnis.

»Denken Sie, es könnte sich ausbreiten?«

»Ich sage Ihnen, was mich um den Schlaf bringt, Maggie.« Sie korrigierte sich selbst: »Noch mehr als sonst. Das Urteil im Keane-Prozess ist für diese Woche geplant. Höchstwahrscheinlich Freitag.«

»Der Keane-Prozess? Der Kerl ist verrückt. Es ist ein Werbegag. Er kann auf keinen Fall ...«

»Das ist nicht, was ich höre. Darauf soll ich mich nicht vorbereiten.«

»Sie machen Witze.«

»Die Verteidigung sagt, dass die Zeichen nicht gut stehen. Sie denkt, es gibt Gründe, dass Keane gewinnen könnte.«

»Das ist lächerlich. Er hat bereits gesagt ...«

»Hören Sie, Maggie. Sie sind kein Anwalt, und ich bin es auch nicht. Ich gebe nur den Rat weiter, den ich erhalten

habe. Keane könnte dieses Ding gewinnen, und sei es nur aufgrund einer Formsache.«

»Jesus Christus.«

»Stellen Sie sich vor, was dann passiert, Maggie. Ein Gericht im Süden der Vereinigten Staaten erklärt, dass es keine Sklaverei gegeben hat. Sie sind zu jung, um sich an die Unruhen wegen Rodney King zu erinnern, aber ich nicht. Ganz Los Angeles ist damals explodiert, weil die weiße Polizei einen Schwarzen halb zu Tode geprügelt hat und damit durchgekommen ist. Das hier wäre hundertmal schlimmer. Tausendmal. Ich sage Ihnen, Maggie, es würde nicht nur zu einem Aufstand führen. Es würde einen Bürgerkrieg auslösen.«

»Besonders, wenn sich die beiden Seiten bereits gegenseitig umbringen.«

»Genau. Denken Sie darüber nach, Maggie. Wenn wir hier in eine Todesspirale geraten, mit Morden und Vergeltungsmorden, Rache und alldem – dann wird dieses Urteil am Freitag wirken, als würde man ein Fass Benzin in ein Feuer gießen, das bereits außer Kontrolle zu geraten droht.« Sie hielt für einen Moment inne. »Und sie sind jetzt schon wütend.«

Maggie furchte fragend die Stirn.

»Eine Schwarze sitzt in der Villa des Gouverneurs in Richmond, Virginia. Der Hauptstadt der Konföderation.«

Maggie seufzte. »Ich verstehe, Gouverneurin, das tue ich wirklich ...«

»Für Sie Donna, Maggie.«

»... aber ich kann nicht. Ich kann einfach nicht. Ich bin raus aus der Sache. Ich bin ...«

»Maggie. Wissen Sie, wie der Präsident – *unser* Präsident – Sie immer genannt hat?« Sie wartete nicht auf eine Antwort. »Seine oberste Problemlöserin.«

»Donna, bitte. Tun Sie das nicht.«

»Zeigt Maggie Costello eine Krise, irgendeine Krise ...« Sie imitierte seine Stimme und machte sogar

einen halbwegs ordentlichen Job. »Sie geht der Sache auf den Grund. Und dann löst sie das Problem.« Das hat er stets gesagt.«

»Er war ein sehr großzügiger Mann.«

»Großzügig, von wegen! Er nannte die Dinge, wie sie waren. Kein falsches Lob aus seinem Mund.«

»Ich bin weitergezogen.«

»Weitergezogen? Sie machen irgendein dämliches Hippie-Aussteiger-Studium!«

»Ich nehme mir etwas Zeit, um wieder ...«

»Was? Den Kopf wieder klar zu kriegen? Hören Sie, ich verstehe das. Ich verstehe das wirklich. Im Augenblick wünsche ich mir selbst nichts mehr als eine lange Pause. Scheiße! Und Sie haben eine Menge durchgemacht. Ich meine, sehr oft. Wir wissen alle, was im Weißen Haus passiert ist. Sie haben Unglaubliches geleistet. Die Nation schuldet Ihnen eine Menge.«

»Sie müssen mir nicht schmeicheln, Donna.«

»Nein? Dann sagen Sie mir, was ich tun muss. Ich meine es ernst. Sagen Sie mir, was zum Teufel ich tun muss, damit Sie mir helfen, um dieser Aikman-Sache auf den Grund zu gehen und sie zu beenden, bevor sie außer Kontrolle gerät. Weil ich glaube, dass sonst in meinem Staat ein Rassenkrieg ausbrechen wird, und ich habe Angst, dass er das ganze Land verschlingt.«

Maggie starrte zu Boden. Sie wagte nicht, der Gouverneurin ins Auge zu sehen. Sie wusste, was das mit ihrer Entschlossenheit tun würde.

»Ich brauche mein Leben zurück«, sagte sie endlich.

»Ich weiß, dass Sie das brauchen«, sagte Donna leise.

»Und sobald das hier erledigt ist, werden und müssen Sie Ihr Leben zurückkriegen. Aber im Moment sind Sie die einzige Person, die helfen kann. Bitte, Maggie.«

Eine lange Pause entstand, die schließlich von Maggie gebrochen wurde. »Sie kriegen eine Woche«, sagte sie und stand auf. »Nicht mehr.«